

Habt ihr etwas zu essen?

(3. Sonntag der Osterzeit C)

„In dieser Nacht fingen sie nichts“

Sie gingen hinaus und bestiegen ihr Boot, wie sie es immer gemacht haben. „Aber in dieser Nacht fingen sie nichts.“ Es ist Nacht, die gute Zeit für Fischzüge. Aber da ist noch mehr Nacht. Jesus, ihr Meister, ist nicht mehr unter ihnen. Ungewissheit hält sie gefangen, was nun werden soll – was jetzt anzufangen wäre, da Er nicht mehr da ist und sie mit sich nimmt. Was also anfangen, ohne ihn? Gehen wir fischen, sagt Petrus. Warum sollten sie nicht wieder mit dem anfangen, was sie gelernt haben, was ihr Leben so lange bestimmte und trug. Irgendetwas muss man anfangen in dieser Nacht, damit sie uns nicht völlig lähmt.

Sie fahren hinaus. In der Nacht darf man sich nicht drinnen – in sich selbst – verschanzen. Man muss hinausfahren. Aber sie fangen nichts. Frustriert ziehen sie die Netze ein und fahren zurück. Am Ufer steht jemand, im Morgengrauen kaum zu erkennen. Sie sollen es gleich noch einmal versuchen, gegen jeden gesunden Menschenverstand. Jetzt, wo es schon hell wird. Andererseits: So vieles im Leben muss man zweimal versuchen, mindestens. Und man kann nicht vernünftig kalkulieren, wann der zweite Versuch dran ist. Vielleicht ausgerechnet jetzt, wo es gerade eben nichts gebracht hat. Wer ist das überhaupt, der sie vom Ufer her neu hinausschickt? Keiner kennt ihn wirklich. Trotzdem fahren sie wieder hinaus.

Das Wunder der Fülle: märchenhaft

Bis hierher können wir die Geschichte nachvollziehen. Sie trifft etwas an unseren eigenen Erfahrungen. Wie oft braucht es diesen Mut zur zweiten, vielleicht auch fünften oder zehnten Ausfahrt! Und da steht jemand am Ufer, an unserem Weg; wir kennen ihn kaum. Irgendwie schafft er es, uns von neuem hinauszuschicken – kaum dass wir wissen, wie uns geschieht. Aber dann geschieht in der Ostergeschichte das Unwahrscheinliche, das Märchenhafte: ein überreicher Fischfang; die Netze können ihn kaum bergen. Damit kommen wir von unseren Ausfahrten kaum nach Hause. So brauchen wir noch einmal

und immer wieder diesen Jemand, der am Ufer steht und uns aus der Resignation herausholt.

Fast nichts haben wir gefangen. *Fast nichts?* Was redest du so abschätzig über das, was du mitbringst. Ist dein Auge so geblendet von den reichen Fischzügen, die man bei *Mc Kinsey* zur Normgröße für Rentabilität macht; von den reichen Ernten, die an den Börsen die Stimmung heben?

Aber es bleibt der nagende Zweifel angesichts der Fülle, von der das Evangelium erzählt. Da ist ja nicht nichts, sondern alles. Die Netze können es kaum halten. Und da sind die Netze unseres Lebens, in denen sich so wenig verfängt. Weit weg scheint diese Ostergeschichte von unseren Erfahrungen. Aber das täuscht. Wagen wir eine zweite Ausfahrt in diese Geschichte. Vielleicht bleibt doch etwas in den Netzen unseres Verstehens hängen.

Die angehängte Ostergeschichte

Die Geschichte ist an das Johannesevangelium angehängt. Sie klingt auch genau so. Vorher die großen Ostererzählungen. Auch sie ein mühsamer Weg zum Verstehen: Das leere Grab, von dem Maria von Magdala berichtet. Petrus und „der andere Jünger“ versuchen ihrer Nachricht auf den Grund zu gehen. Sie finden alles so vor, wie sie berichtete. Der „andere Jünger“, nicht Petrus, „sah und glaubte“. Aber noch hatten sie die Schrift nicht verstanden (20,8f.). Maria bleibt allein zurück und weint. Der da auf sie zutritt wie der Gärtner, er redet sie an. Sie wendet sich ihm zu und erkennt: Rabbuni! Aber festhalten kann sie nichts. Wieder kündigt sie es den Jüngern. Und auch ihnen begegnet Er, geradezu leibhaft. Thomas war nicht bei ihnen. Um ihn, der sehen will und endlich glauben darf, wirbt der Auferstandene mit besonderer Sorgsamkeit: Auch die Nichtsehenden werden glauben können. Selig sind sie, von Gottes Geist bekehrt, nicht von den Augen dazu gezwungen, das Unbezweifelbare endlich zu realisieren. Oft und oft tat der Auferstandene die Zeichen, die seine Jünger zum Glauben führten. In einem Buch sind sie gar nicht einzufangen. So sind im Evangelium nur wenige beispielhaft aufgeschrieben. Aber geschehen sind sie. Und die aufgeschriebenen sollen dazu helfen, dass man die nicht aufgeschriebenen, die bis jetzt fort dauern, recht versteht.

So endet das Johannesevangelium ursprünglich. Und dann ist die Geschichte, die wir heute im Evangelium gehört haben, später „angehängt“ worden. Die Gefährten des Gekreuz-

zigten und Auferweckten gehen fischen, als ob nichts gewesen wäre. Fast nichts. Sie machen weiter, wo sie aufgehört hatten, als Er in ihr Leben trat. Nun ist er nicht mehr da. Was soll schon gewesen sein! Die befreienden Worte, machtvolle Taten, der Abendmahlssaal – und dann das Kreuz – und dann die Begegnungen mit dem Auferstandenen. Und jetzt: alles wie vorher, vor all dem. Was soll schon gewesen sein! Wenn man die letzten beiden Kapitel des Johannesevangeliums im Zusammenhang liest, kann man es kaum glauben.

Eine Geschichte für den Glaubens-Alltag

Aber so gehen die Glaubensgeschichten, wenn sie *realistisch* sind. Die überwältigenden Erfahrungen lassen sich nicht festhalten. Eben noch haben sie uns erfüllt, bis in die letzten Winkel unserer Seele und unseres Herzens. Die Netze unseres Lebens und Verstehens bersten fast. Dann ist alles wieder anders. Man muss zurück in den Alltag, in dem so vieles unkenntlich wird; wo es Nacht wird und die Dämmerung heraufzieht, schemenhaft erkennbar wird, dass da jemand ist, der von uns etwas zu Essen möchte. Aber wir stehen mit leeren Händen da, müde von der nächtlichen Ausfahrt. Ganz selbstverständlich erwartet er, dass wir ihm zu Essen geben. Weiß er denn nicht: *nemo dat, quod non hat* – niemand kann geben, was er nicht hat?

Was weißt du denn, was du hast! Was dir geschenkt ist und immer wieder neu geschenkt wird, im Morgengrauen, wo sich die Ausfahrt kaum zu lohnen scheint! Die Ostergeschichten von Fülle und Überschwang und übergroßer Freude sind weit weg – und wir sind auf dem See unseres Lebens mit leeren oder fast leeren Netzen. Anders können wir unsere Situation gar nicht sehen. Bis da einer kommt und von uns zu Essen will – und weiß, dass die Ausfahrt lohnen wird, dass es genug sein wird für uns alle und ihn, auch wenn es „fast nichts“ ist: in den Augen des Publikums, das auch gaffend am Ufer steht und hämisch auf unsere Netze weist: Wie wenig ist doch in euren Netzen! Macht euch nichts vor! Ihr kommt mit leeren Netzen und Händen, seht ihr es nicht!

Sie, die ewigen *Desillusionierer*, wollen nichts von uns zu Essen. Sie trauen uns gar nicht zu, dass in unseren Netzen etwas Nahrhaftes ist. Nur Er, der am Ufer steht, der uns kennt, auch wenn wir ihn kaum erkennen im Morgengrauen, er weiß, dass es bei uns etwas zu holen gibt; dass uns eine Fülle geschenkt ist, von der wir zehren dürfen, wenn jemand mit

uns Mahl halten will; wenn man uns zutraut, dass wir geben können, was wir zuvor gar nicht „hatten“.

Mit leeren Händen geben

„Ich steh vor dir mit leeren Händen. Herr! (*Huub Oosterhuis*, GL 621). Wir stehen da mit leeren Händen. Wie wahr! Trotz all dessen, was wir an Überwältigendem erfahren haben. Man kann es nicht behalten. Wenn man es konservieren will, verdirbt es wie das Manna in der Wüste, das nur für den jeweiligen Tag genießbar war. Aber wenn jemand am Ufer steht und weiß, was uns geschenkt ist; eine oder einer, die uns zutrauen, dass wir etwas zu geben haben, das uns wie entschwunden scheint, dann ist unser Leben randvoll. Kaum zu fassen, was da in ihm wimmelt und lebendig ist. Fast nichts oder gar nichts für die, die nichts von uns wollen. Unendlich viel, fast alles, alles jedenfalls, was man jetzt braucht: für die, denen wir im Morgengrauen begegnen und die wir fast übersehen hätten.

Der „andere Jünger“ sagt zu Petrus: Es ist der Herr! Er steht schon am Ufer und bereitet das Essen. Wie kommt Er dazu, da wir doch jetzt erst mit unserem reichen Fang ankommen? Die Geschichte will es nicht wissen, sie verrät es uns nicht. Wenn Er von uns etwas zu Essen will, sind wir die Beschenkten, die Genährten. Natürlich, so ist es. Und wo es so ist, da begegnet er uns, der Auferstandene, in den Schwestern und Brüdern, die am Ufer stehen und etwas von uns wollen: das, was wir ihnen geben können, ohne dass wir es haben und wissen. Die uns mit ihrer Bitte zeigen können, wie viel das *Fast nichts* doch ist, das die anderen abschätzig belächeln mögen. Fast nichts und fast alles, weil sich alles ändern kann, wenn wir auf dieses *Fast nichts* gestoßen werden – von Menschen, denen es etwas bedeutet.

Herr, Auferstandener, begegne uns in Menschen, denen unser *Fast nichts* etwas bedeutet! Lass uns nicht in der Mutlosigkeit versinken, wenn man unser *Fast nichts* hämisch ans Licht zu ziehen versucht!

Gib uns eine Ahnung von der Fülle, aus der wir leben! Und gib uns die Hoffnung, dass wir sie tatsächlich einmal spüren und sehen dürfen – wie die Jünger am See Gennesaret, diesem Ort der Fülle, an dem der Himmel schon aufgegangen ist!

JÜRGEN WERBICK